

## Beziehungen müsste man haben!?

### Die Geschichte des Informellen

#### Projektbericht

Netzwerke, Seilschaften, Klientelismus, Patronage – für informelle Beziehungen gibt es viele Bezeichnungen. Besonders positiv klingt keine von ihnen: Informalität und als ihr Inbegriff informelle Beziehungen gelten gemeinhin als Gegenbegriff zur korrekten Amtsführung. Zu verdanken ist das nicht zuletzt Max Weber, der unsere Sicht der Verwaltung und ihrer Geschichte stark geprägt hat: Bürokratisierung, so Weber, ist verbunden mit der zunehmenden Verdrängung personaler Aspekte; moderne Amtsträger haben ohne Ansehen der Person und damit auch ohne jede Rücksicht auf informelle Beziehungen zu handeln.

Allerdings lehrt die moderne Organisationssoziologie, dass jede formale Organisation auch eine informelle Dimension aufweist: Ob Unternehmen oder Behörden – neben der schriftlich fixierten formalen Ordnung, also der Amtshierarchie mit ihren Verfahrensregeln, Vordrucken und Geschäftsordnungen, existiert immer ein Geflecht aus informellen Beziehungen, die für das Funktionieren der Organisation nicht weniger wichtig sind als die formalen Vorgaben. Die Geschichte der Verwaltung ist daher nicht zu befragen nach der Verdrängung des Informellen im Sinne Webers, sondern vielmehr nach dem jeweiligen Verhältnis von Formalität und Informalität. In dieser Perspektive dürfte deutlich

werden, dass Prozesse der Formalisierung (etwa die Bürokratisierung selbst) stets neue Formen von Informalität hervorbringen. Dass heute in vielen Büros nach angelsächsischem Vorbild am Freitag eine legere Kleiderordnung („casual“) gewünscht ist, dass also informelle Kleidung quasi formal angeordnet werden kann, wäre ein aktuelles Beispiel dafür, wie die formale Ordnung einer Organisation auf ihre informelle Seite einwirkt – und umgekehrt.

In historischer Perspektive ist der Zusammenhang von formaler Organisation und informellen Beziehungen gerade für die Frühe Neuzeit (1500-1800) mit Händen greifbar. Was in Grundzügen für die gesamte Verwaltungsgeschichte des frühneuzeitlichen Europa gilt, zeigt sich mustergültig am Beispiel der römischen Kurie und des Papsttums: Die zur Herrschaftszwecken noch unverzichtbaren Patronagenetzwerke, von deren schrittweiser Verdrängung Max Weber ausging, kollidierten keineswegs mit den sich ausformenden Behörden moderner Prägung. Vielmehr griffen die informellen Beziehungen zwischen Patronen und Klienten und die formale Hierarchie mit Dienstwegen und Amtspflichten auf eine Weise ineinander, die nicht ohne Spannungen blieb, aber doch das Funktionieren sowohl der Netzwerke als auch der Behörden sicherstellte. Und das ganz offiziell: So existierte an der



Professor Dr. Birgit Emich war von Oktober 2015 bis September 2016 Alfred Krupp Senior Fellow. Sie ist Inhaberin des Lehrstuhls für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Birgit Emich war ab 2010 Inhaberin des Lehrstuhls für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Erlangen-Nürnberg, seit 1. Januar 2017 hat sie diese Position an der Goethe-Universität Frankfurt am Main inne. Sie studierte in Freiburg Geschichte und Politikwissenschaft. Dort wurde sie nach längeren Forschungen in Italien mit einer Studie zur Behördenstruktur der römischen Kurie um 1600 promoviert und

2002 mit einer mehrfach ausgezeichneten Arbeit zur Staatsverwaltung im Kirchenstaat habilitiert. Birgit Emich ist Expertin für die Kulturgeschichte des Papsttums in der Frühen Neuzeit (1500-1800) und für die Verwaltungsgeschichte dieser Epoche. Sie hat den „Erlanger Sommerkurs zur Reformationsgeschichte“ etabliert und ist seit 2012 gewähltes Mitglied des DFG-Fachkollegiums Geschichte.

#### Kurzvita

#### »Die Geschichte des Informellen

Netzwerke, Seilschaften, Klientelismus, Patronage – für informelle Beziehungen gibt es viele Bezeichnungen. Besonders positiv klingt keine von ihnen: Informalität gilt gemeinhin als Gegenbegriff zur korrekten Amtsführung. Zu verdanken ist das nicht zuletzt Max Weber, der unsere Sicht der Verwaltung und ihrer Geschichte stark geprägt hat: Bürokratisierung, so Weber, ist verbunden mit der zunehmenden Verdrängung personaler Aspekte; moderne Amtsträger haben ohne Ansehen der Person zu handeln. Allerdings lehrt die Organisationssoziologie, dass jede formale Organisation auch eine informelle Dimension aufweist: Ob Unternehmen oder Behörden – neben der schriftlich fixierten formalen Ordnung existiert immer ein Geflecht aus informellen Beziehungen, die für das Funktionieren der Organisation nicht weniger wichtig sind als die formalen Vorgaben. Zu fragen ist daher nicht nach der Verdrängung des Informellen im Sinne Webers, sondern vielmehr

nach dem jeweiligen Verhältnis von Formalität und Informalität. In dieser Perspektive dürfte deutlich werden, dass Prozesse der Formalisierung (etwa die Bürokratisierung) stets neue Formen von Informalität hervorbringen. Was dies für die Verwaltungsgeschichte der Frühen Neuzeit bedeutet, zeigt der römische Fall: An der päpstlichen Kurie existierte von 1538 bis 1692 das Amt des Kardinalnepoten, dessen Inhaber – meist ein Neffe des Papstes – sowohl den wichtigsten Behörden der Kurie vorstand als auch für die Pflege der informellen Beziehungen der Papstdynastie zuständig war. Als Chefbürokrat und Patronagemanager zugleich hatte er die formale Organisation der Behörden mit der Informalität der Patronagenetzwerke zu verbinden. Genau diese Verbindung des scheinbar Widersprüchlichen entpuppt sich als das Betriebsgeheimnis frühneuzeitlicher Herrschaft.

#### Fellow-Projekt

päpstlichen Kurie von 1538 bis 1692 das Amt des Kardinalnepoten, dessen Inhaber – meist ein Neffe des Papstes – sowohl den wichtigsten Behörden der Kurie vorstand als auch für die Pflege der informellen Beziehungen der Papstdynastie zuständig war. Als Chefbürokrat und Patronagemanager zugleich hatte er die formale Organisation der Behörden mit der Informalität der Patronagenetzwerke zu verbinden. Genau diese Verbindung des scheinbar Widersprüchlichen entpuppt sich als das Betriebsgeheimnis frühneuzeitlicher Herrschaft.

Wie das im Einzelnen funktioniert, konnte ich dank des Fellowships am Krupp-Kolleg in mehreren Studien vertiefen. Ein erster Beitrag setzt sehr grundsätzlich an der Figur des Kardinalnepoten an. Nepotismus, verstanden als Beteiligung der eigenen Familie sowohl an wichtigen Aufgaben als auch am symbolischen wie ökonomischen Kapital, das diese Aufgaben abwerfen, ist so alt wie das Papsttum selbst: Schon im Früh- und Hochmittelalter finden sich in der Umgebung der Päpste Verwandte als Gehilfen und Nutznießer der päpstlichen Herrschaft. Allerdings wandelte dieser Nepotismus, der übrigens keineswegs verpönt war, sondern vielmehr eine ethische Norm („pietas“), eine soziale Verpflichtung darstellte, seine Formen und Funktionen immer wieder. So ist der institutionalisierte Nepotismus mit dem zum Amt gewordenen Kardinalnepoten zwischen 1538 und 1692 lediglich eine Variante von mehreren. Aber eine sehr wirkungsvolle: Denn, so die These, gerade dank seiner formalisierten Form, d.h. dank seines Amtes, das er führte, ob er den Amtspflichten nachkam oder nicht, konnte sich der Papstneffe mehr denn je auf seine informellen Aufgaben konzentrieren. Aber weil er zugleich an der Spitze der wichtigsten Behörden an der Kurie stand, profitierten von seinen Aktivitäten bei der Rekrutierung und Betreuung loyaler Klienten zugleich die formalen Organisationen des Papsttums. Der formalisierte Nepotismus

markierte damit den Höhepunkt informeller Herrschaft durch den Papstneffen – ein Paradox, aber ein überaus wirkungsvolles.

In einem weiteren Beitrag zum Thema konnte ich zeigen, dass der Kardinalnepot auch auf dem Feld der päpstlichen Gnadenweise, wie sie in Suppliken an den Heiligen Vater aus der ganzen Welt erbeten wurden und werden, eine wichtige Rolle spielte: Indem er sich als Vermittler dieser Gnadenakte präsentierte, behielt die Gnade selbst ihren Charakter als Zeichen der päpstlichen Liebe. Gleichwohl wussten die Bittsteller, wem sie sich dafür durch loyale Dienstbereitschaft erkenntlich zu zeigen hatten: nicht nur der Institution Papsttum, sondern auch der regierenden Papstfamilie, deren Namen ja auch der Nepot trug.

Ein dritter Beitrag schließlich kann ganz parallele Effekte und Strukturen auf dem Feld der päpstlichen Protektorate nachweisen. Auch bei den seit dem Hochmittelalter verbreiteten Ämtern eines Ordens- oder Nationalprotektors an der Kurie ging es um die Formalisierung einer Schutzrolle, und auch hier fand der Kardinalnepot Mittel und Wege, die Vorzüge solcher Ämter zu genießen, ohne seine Schutzbefohlenen auf die Idee zu bringen, seine Hilfeleistungen könnten lediglich als Erfüllung einer Amtspflicht zu begreifen sein und keine Pflicht zu klientelären Gegenleistungen nach sich ziehen.

Ein weiteres Arbeitsfeld meiner Greifswalder Zeit ergab sich im Zusammenhang mit dem Deutschen Historikertag 2016 in Hamburg. Der alle zwei Jahre stattfindende Historikertag widmete sich in diesem Jahr dem Rahmenthema „Glaubensfragen“, und da die frühneuzeitliche Geschichte voller Glaubensfragen im Wortsinn steckt, lag es nahe, eine Sektion zum konfessionellen Zeitalter anzubieten. Die von Matthias Pohlig (Münster) und mir konzipierte Sektion mit dem Titel „Frühneuzeitliche Konfessionskultur(en): Stand und Zukunft eines Konzepts“ konzentrierte sich auf die Frage,

Abb. 1: Porträtbüste Scipione Borghese von Bernini (Galleria Borghese, Rom) – Ein typischer Kardinalnepot des 17. Jahrhunderts (Quelle: Wikipedia/Sailko)



wie der Prozess der Konfessionalisierung, d.h. der Ausformung der christlichen Konfessionen mit allen ihren Konsequenzen in Frömmigkeit, Alltag und Politik, methodisch und konzeptionell zu erfassen ist. Denn während die Konfessionalisierungsdebatte der 1980er und 1990er Jahre v.a. die sozialen und politischen Effekte der konfessionellen Formierung des 16. und 17. Jahrhunderts im Blick hatte und auf strukturgeschichtliche Parallelen zwischen den drei großen Konfessionen Katholizismus, Luthertum und Calvinismus abhob, konzentriert sich die jüngere Forschung stärker auf Bruchstellen der Konfessionalisierung und auf deren kulturelle Dimension und Konsequenzen. In diesem Zusammenhang hat Thomas Kaufmann in den

1990er Jahren am Beispiel des Luthertums den Begriff der „Konfessionskultur(en)“ lanciert. Verstanden als „Formungsprozess einer bestimmten, bekenntnisgebundenen Auslegungsgestalt des christlichen Glaubens in die vielfältigen lebensweltlichen Ausprägungen und Kontexte hinein“, interessiert sich das Konzept der Konfessionskultur wieder stärker für die spezifischen, nicht nur religiösen, sondern auch sozialen und kulturellen ‚Propria‘ der einzelnen Konfessionen, ihre Selbstwahrnehmung und Selbstdeutung. Im Zeichen der kulturalistischen Wende hat der Begriff der Konfessionskultur das Konfessionalisierungsparadigma nahezu abgelöst. Allerdings – und dies war der Ausgangspunkt der Sektion – ist

das Konzept definitiv und konzeptionell unterbestimmt. So ist etwa zu fragen, wie das Konzept mit dem Spannungsverhältnis von Binnenpluralität und Identität („Propria“) umgeht, wie Prozesse längerer Dauer unter dem Label der Kultur erfasst werden können und in welchem Verhältnis der Begriff zu anderen „pluralisierenden“ Konzepten der Religionsgeschichte (z.B. religiöse Ambiguität) steht. Uns schien es daher an der Zeit, das theoretische Potential wie den empirischen Nutzen dieses Konzepts näher zu bestimmen. Ob, inwieweit und in welcher konzeptionellen Zuspitzung „Konfessionskultur“ geeignet ist, die Religionsgeschichte der Frühen Neuzeit neu und anders zu beschreiben, wollten wir im Gespräch zwischen Historikern und Kirchenhistorikern unterschiedlicher Konfessionen diskutieren.

Tatsächlich hat sich die Sektion als überaus lebhaft, durchaus kontroverse Veranstaltung erwiesen – wobei konfessionelle Fronten im Disput der beiden Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann und Günther Wassilowsky durchaus anklangen, aber keineswegs zentral waren. Im Mittelpunkt standen vielmehr methodische Fragen. So habe ich in meinem eigenen Beitrag unter der Überschrift „Konfessionskultur“ in der Perspektive der Kulturgeschichte ein Konzept zu skizzieren versucht, das die frühneuzeitliche Religionsgeschichte dezidiert kulturgeschichtlich begreift, ohne dabei hinter den Impulsen und Erkenntnissen der Konfessionalisierungsdebatte zurückzubleiben. Ein solches Modell müsste einerseits die Vorzüge des „klassischen“ Konfessionalisierungsparadigmas übernehmen: die konfessionsvergleichende Perspektive, die Offenheit für strukturelle Gemeinsamkeiten gerade mit Blick auf Mittel, Medien und Instanzen, das Interesse an Wandlungsprozessen auch länger Dauer und nicht zuletzt die Integration von Politik-, Sozial- und Kirchengeschichte zu einer religiös informierten Gesellschaftsgeschichte. Andererseits hätte das gesuchte

Konzept aber auch die „kulturalistische“ Kritik ernst- und daher weitere Aspekte aufzunehmen: den akteurszentrierten Blick auf die Menschen und ihre Praktiken, die Symbolisierungsleistungen und Internalisierungseffekte der praxis pietatis, die Bedeutung von Raum und Klang, von Routinen und Ritualen, von Körper und Performanz. M.E. ließe sich dieses Ziel am ehesten erreichen, wenn sich die Untersuchung auf Konfessionskulturen in konkreten Konfessionsgesellschaften fokussiert: Durch diese Konzentration können die Makro- und die Mikroebene als aufeinander bezogen analysiert, die Dynamiken von Macht und Herrschaft ebenso wie das Eigengewicht des Religiösen erfasst und kulturalistische Perspektiven mit der Beschreibung historischen Wandels verknüpft werden. Die Beiträge der Sektion sollen in zwei verschiedenen Veröffentlichungsformen dokumentiert werden.

In den Kontext der Konfessionskultur gehört im übrigen auch meine Arbeit an einem Text, der die heute verbreitete Vorstellung vom Trienter Konzil (1543-1565) als Gründungsereignis des frühneuzeitlichen Katholizismus als Mythos präsentiert. In diesem Aufsatz gehe ich der Frage nach, wie und warum die katholische Kirche der Frühen Neuzeit zu der Bezeichnung „tridentinische Kirche“ gelangt ist. Immerhin geht die Forschung heute nicht mehr davon aus, dass das Konzil von Trient die Standards einer Reform gesetzt hätte, die die Bischöfe vor Ort dann nur noch erfolgreich umzusetzen brauchten. Statt dessen lässt sich zeigen, dass das Konzil nur deswegen langfristige Folgen zeitigte, weil es vom Papsttum vereinnahmt, modifiziert und den eigenen Zwecken nutzbar gemacht wurde. Indem Rom sich die Begriffe Trient und tridentinisch angeeignet hat, konnten die Päpste sich selbst als die einzig legitimen Interpreten der Konzilsbeschlüsse und als die eigentliche Antriebskraft der Reform inszenieren und ihre Autorität in der Kirche damit spürbar ausbauen.

en. In diesem Zusammenhang entstand der Mythos Trient: der Gründungsmythos einer erneuerten wiedererstarkten Tridentinischen Kirche unter päpstlicher Kontrolle. Der Text untersucht im Detail, wie dieser Mythos in der Geschichtsschreibung, in normativen Texten, in politischen Diskursen, aber auch durch Behördenstrukturen und bürokratische Verfahren und nicht zuletzt durch religiöse Rituale und künstlerische Visualisierungen hervorgerufen wurde. Ernst genommen gehört er gleichwohl: Denn auch als Mythos wurde Trient zum Argument, das die Geschichte der katholischen Kirche stark prägte. Dieser Text ist

Gnadenmaschine Papsttum. Das römische Supplikenwesen zwischen Barmherzigkeit und Bürokratie, in: Gabriele Haug-Moritz und Sabine Ullmann (Hrsg.): Frühneuzeitliche Supplikationspraxis und monarchische Herrschaft in europäischer Perspektive (Beiträge zur Rechtsgeschichte Österreichs 5, Bd. 2), Wien 2015, S. 325–347.

Dalla Chiesa tridentina al mito di Trento. Una rilettura storico-concettuale, in: *Storica* 63 (2015), S. 39–66.

Vom Konzil zum Gründungsmythos: Wie der „Geist von Trient“ auf den Begriff gebracht wurde, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 107 (2016/1), S. 355–368. Auch online zugänglich: <https://doi.org/10.14315/arg-2016-0118> (Oktober 2016)

From the Council to the Founding Myth: How the “Tridentine Church” Was Termed, in: *Names and Naming in Early Modern Germany* (Publications of the German Studies Association) (erscheint 2017).

Protektion und Patronage. Kardinalprotektorate im Kirchenstaat der Frühen Neuzeit, in: Tilman Haug, Nadir Weber und Christian Windler (Hrsg.): *Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen*

in meiner Zeit am Krupp-Kolleg in italienischer Sprache sowie in einer kürzeren deutschsprachigen Version erschienen. Eine etwas anders akzentuierte, ausführliche englischsprachige Fassung befindet sich im Druck.

Insgesamt kann ich auf ein ebenso fruchtbares wie anregendes Jahr an der Ostsee zurückblicken. Ich bin dem Alfried Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald, seiner wissenschaftlichen Leitung Frau Professor Dr. Friedrich und Herrn Dr. Suhm sowie allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für diese Gelegenheit und die hervorragenden Rahmenbedingungen überaus dankbar.

Partnerschaft und Dominanz (16. bis frühes 20. Jahrhundert), Köln/Weimar/Wien 2016, S. 243–259.

The Cardinal-nephew: Formalized nepotism and informal rule at the Roman Curia. Vortrag im Rahmen des Panels „Early Modern Cardinals: Historiography, Biography, and Power II“, Renaissance Studies Association (RSA) Annual Meeting, Boston (Mass.), 31. März – 2. April 2016. Dieser Text erscheint in: *A Companion to the Early Modern Cardinal*, edited by Mary Hollingsworth, Miles Pattenden, Arnold A. Witte, Brill: Leiden, vorauss. 2018.

„Konfessionskultur“ in der Perspektive der Kulturgeschichte. Vortrag im Rahmen der Sektion „Frühneuzeitliche Konfessionskultur(en): Stand und Zukunft eines Konzepts / Confessional Culture(s) in Early Modern Europe: State of the Art, Conceptual Considerations“, 51. Deutscher Historikertag Hamburg 20.–23. September 2016. organisiert von Birgit Emich und Matthias Pohlig. Die Beiträge zu dieser Sektion werden erscheinen in: *Archiv für Reformationsgeschichte* (vorauss. 2018) und in: *Enzyklopädie der Neuzeit online*.

Ausgewählte  
Veröffentlichungen